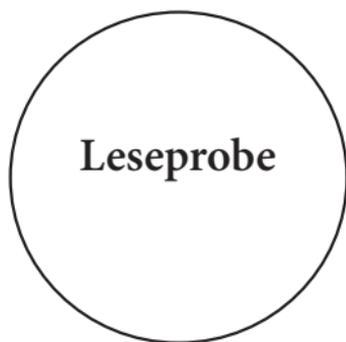


Laetitia
Colombani

Der Zopf

Roman

Aus dem Französischen
von Claudia Marquardt



Leseprobe

S. FISCHER

Immer informiert über Aktionen, Gewinnspiele
und neue literarische Highlights bei S. Fischer:
www.fischerverlage.de/newsletter



@shes.got.the.book

Erschienen bei S. FISCHER

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

›La Tresse‹ bei Éditions Grasset & Fasquelle, Paris 2017

© Éditions Grasset & Fasquelle, 2017

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2018 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,

D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Printed in Germany

ISBN 978-3-10-397351-8

[...]

Giulia

Palermo, Sizilien

Giulia!

Mühsam öffnet Giulia die Augen. Von unten ertönt laut die Stimme ihrer Mutter.

Giulia! Scendi! Subito!

Kurz ist Giulia versucht, ihren Kopf unter dem Kissen zu vergraben. Sie hat nicht genug geschlafen – sie hat die Nacht wieder einmal mit Lesen verbracht. Doch sie weiß, sie muss aufstehen. Wenn ihre Mutter ruft, muss Giulia gehorchen – sie ist eine sizilianische Mutter.

Giulia!

Widerstrebend verlässt die junge Frau ihr Bett, zieht sich hastig an und geht in die Küche hinunter, wo

ihre *Mamma* bereits ungeduldig am Werk ist. Ihre Schwester Adela sitzt am Frühstückstisch und lackiert sich in aller Ruhe die Fußnägel. Der Geruch des Lösungsmittels steigt Giulia scharf in die Nase, sie verzieht das Gesicht. Die Mutter serviert ihr eine Tasse Kaffee.

Dein Vater ist schon los. Du musst heute aufmachen.

Rasch greift Giulia nach den Schlüsseln der Fabrikhalle und verlässt das Haus.

Du hast gar nichts gegessen. Nimm dir wenigstens etwas mit!

Doch sie achtet nicht auf das, was ihre Mutter sagt, schwingt sich aufs Fahrrad und tritt kräftig in die Pedale. Die kühle Morgenluft wirkt belebend. Der Wind in den Straßen bläst ihr ins Gesicht. Als sie sich dem Markt nähert, weht ihr der Duft von Zitrusfrüchten und Oliven entgegen. Sie radelt am Stand des Fischers vorbei, der frisch gefangene Sardinen und Aal anpreist. Sie beschleunigt, fährt auf den Bordstein, lässt die Piazza Ballaro hinter sich, wo fliegende Händler lautstark ihre Kunden anlocken.

Schließlich erreicht sie die Sackgasse jenseits der Via Roma. Seit zwanzig Jahren – so alt ist Giulia heute – sind hier, in einem ehemaligen Kino, die Werkstätten ihres Vaters untergebracht. Er hat das alte Gemäuer gekauft, als der Umzug aus den vorherigen Räumlichkeiten sich nicht länger aufschieben ließ, sie waren zu eng geworden. An der Fassade kann man noch erkennen, wo damals die Filmplakate hingen. Doch die Zeit, in der die *Palermítani* in die Lichtspielhäuser strömten, um sich Komödien mit Alberto Sordi, Vittorio Gassman, Nino Manfredi, Ugo Tognazzi und Marcello Mastroianni anzusehen, ist lange vorbei ... Inzwischen haben die meisten kleinen Filmtheater zugemacht und sind wie dieses, das heute den Familienbetrieb beherbergt, umgestaltet worden. Giulias Vater hat die Umbaumaßnahmen seinerzeit eigenhändig durchgeführt. Aus der Projektionskabine machte er ein Büro, in den großen Vorführsaal zog er Fenster ein, damit die Arbeiterinnen dort genug Licht haben. Der Ort ähnelt *Papa*, denkt Giulia: Er hat etwas Strenges und strahlt dennoch Wärme aus. Trotz seiner legendären Wutanfälle schätzen und respektieren die Angestellten Pietro Lanfredi. Und seine Töchter kennen ihn als liebenden, wenn auch fordernden und autoritären Vater, er hat sie mit allen

Regeln der Disziplin großgezogen und ihnen einen Sinn für gutes Handwerk vermittelt.

Giulia holt den Schlüssel hervor und öffnet die Pforte. Normalerweise ist ihr Vater der Erste. Er legt Wert darauf, die Arbeiterinnen persönlich zu begrüßen – wie es sich für einen *Padrone* gehört. Ein freundliches Wort hier, eine kleine Aufmerksamkeit dort, eine ermunternde Geste allerseits. Doch heute muss er seine Runde bei den Friseursalons in Palermo und Umgebung drehen. Vor dem Mittag wird er nicht zurücksein. Solange ist Giulia die Hausherrin.

Um diese Uhrzeit liegt die Fabrik ruhig da. Es wird nicht lange dauern, bis das Raunen und Rauschen unzähliger Stimmen, bis Gelächter und Lieder den Ort erfüllen. Aber noch herrscht Stille, man hört nur Giulias Schritte. Sie geht zum Umkleideraum der Arbeiterinnen und stellt ihre Sachen in den Spint, der mit ihrem Vornamen gekennzeichnet ist. Dann greift sie nach dem Arbeitskittel, den sie sich jeden Tag wie eine zweite Haut überstreift, fasst ihre Haare zu einem strengen Knoten zusammen und steckt ihn geschickt mit Nadeln fest. Schließlich bedeckt sie ihren Kopf mit einem Tuch, eine unerlässliche Maßnahme – die eigenen Haare dürfen

nicht mit den zu behandelnden durcheinanderkommen. In diesem Arbeitsaufzug ist Giulia nicht mehr die Tochter des Chefs: Sie ist eine ganz normale Arbeiterin, eine Angestellte des Hauses Lanfredi. Das ist ihr wichtig. Sie will keine Vorzugsbehandlung.

Geräuschvoll schwingt die Eingangstür auf, und ein fröhlicher Trupp Frauen strömt in die Hallen. Von einem Augenblick auf den anderen erwacht die Fabrik zum Leben, wird zu dem Ort bunten Treibens, den Giulia so liebt. Laut plappernd drängen die Arbeiterinnen zur Umkleide, legen ihre Kittel und Schürzen an und steuern auf ihren Arbeitsplatz zu. Giulia schließt sich ihnen an. Agnese sieht müde aus – ihr Jüngster bekommt gerade Zähne, sie hat in der Nacht kaum ein Auge zugetan. Federica kämpft mit den Tränen, ihr Verlobter hat sie verlassen. Schon wieder?!, ruft Alda. Er wird morgen wieder vor deiner Tür stehen, beruhigt Paola sie. Die Frauen, die hier arbeiten, teilen mehr als nur den gleichen Beruf. Während sich ihre Hände flink daranhaken, Haare in Perücken zu verwandeln, reden sie über ihre Männer, das Leben und die Liebe. Alle wissen Bescheid, dass Ginas Mann trinkt, dass Aldas Sohn ständig mit der *Piovra* unterwegs ist, dass Alessia eine kurze Affäre mit dem Exmann

von Rhina hatte, was diese ihr niemals verziehen hat.

Giulia fühlt sich wohl in der Gesellschaft dieser Frauen, von denen einige sie schon seit ihrer Kindheit kennen. Fast wäre sie hier geboren. Ihre Mutter erzählt gern, wie plötzlich die Wehen bei ihr einsetzten, während sie in der Haupthalle gerade dabei war, Haarsträhnen nach Länge und Qualität zu sortieren – heute arbeitet sie nicht mehr in der Fabrik, weil sie schlecht sieht, sie hat ihren Platz einer anderen mit schärferem Blick überlassen müssen. Giulia aber ist hier großgeworden, in diesem Meer von Haaren, die voneinander gelöst und gewaschen werden müssen, zwischen all den zu erledigenden Bestellungen. Sie erinnert sich an Ferien und freie Mittwoche, die sie in der Fabrik verbrachte, damit beschäftigt, den Angestellten bei der Arbeit zuzusehen. Sie beobachtete, wie die geschickten Hände der Frauen sich flink wie eine Ameisenarmee bewegten. Wie sie die Haare zum Entwirren erst auf große quadratische Käbme, die sogenannten Kardden warfen, dann zum Reinigen in eine Wanne, die auf ein Gestell fixiert war – eine geniale Erfindung ihres Vaters, der nicht wollte, dass seine Mitarbeiterinnen sich den Rücken ruinierten. Und sie fand es lustig, wie die Haarsträhnen später zum Trocknen

vor die Fenster gehängt wurden – sie sahen aus wie die Trophäen eines Indianerstammes, eine Reihe seltsam zur Schau gestellter Skalpe.

Manchmal hat Giulia den Eindruck, dass die Zeit an diesem Ort stehengeblieben ist. Während sie draußen, vor den Toren der Fabrik, ihren gewohnten Lauf fortsetzt, fühlt man sich hier drinnen vor ihr gefeit. Ein angenehmes, beruhigendes Gefühl, vermittelt es doch die Gewissheit, dass die Dinge von wundersamer Dauer sind.

Seit fast einem Jahrhundert lebt ihre Familie von der *Cascatura*, einem alten sizilianischen Brauch, der darin besteht, Haare, die ausfallen oder abgeschnitten werden, zu sammeln, um später Toupets oder Perücken daraus zu machen. Giulias Urgroßvater gründete die Lanfredi-Werkstatt im Jahr 1926, heute ist das Unternehmen eines der letzten seiner Art in Palermo. Gut ein Dutzend Facharbeiterinnen entwirrt hier tagaus, tagein unzählige Bündel Haare und bereitet sie so auf, dass sie Absatz in ganz Italien, sogar europaweit finden. An ihrem sechzehnten Geburtstag hat Giulia verkündet, sie werde die Schule verlassen, um ihren Vater in der Fabrik zu unterstützen. Ihre Lehrer, allen voran ihr Italienischlehrer, versuchten sie umzustimmen, sie

sei eine begabte Schülerin und habe das Zeug für ein Universitätsstudium. Doch nichts hat Giulia von ihrem Weg abbringen können. Mehr noch als einem Traditionsbewusstsein entspringt der Dienst an den Haaren bei den Lanfredis einer Leidenschaft, die von einer Generation an die nächste weitergegeben wird. Seltsamerweise haben Giulias Schwestern nie großes Interesse für das Metier gezeigt, sie ist die Einzige der Lanfredi-Töchter, die darin aufgeht. Francesca hat jung geheiratet und arbeitet nicht: Sie ist inzwischen Mutter von vier Kindern. Adela, die jüngste der Schwestern, geht noch zur Schule und träumt von einem Job in der Modebranche oder als Mannequin – alles, nur nicht dem Beispiel der Eltern folgen.

Bei gewissen Bestellungen außer der Reihe, etwa ungewöhnlichen Haarfarben, wendet der *Papa* ein wohlgehütetes Betriebsgeheimnis an: eine Methode, die er von seinem Vater und der wiederum vom Großvater übernommen hat, sie funktioniert auf der Basis von Naturprodukten, deren Namen er niemals laut ausspricht, nur Giulia ist eingeweiht. Oft nimmt er sie mit aufs Dach, in sein *Laboratorio*, wie er es nennt. Von dort oben kann man das Meer sehen und, auf der anderen Seite, den Monte

Pellegrino. Wenn er in seinem weißen Kittel vor den großen brodelnden Bottichen steht, um die Edelfärbungen durchzuführen, sieht er aus wie ein Chemie-Professor. Mit äußerster Konzentration verfolgt Giulia stundenlang die Prozedur, wie er den Haaren die Pigmente entzieht, ohne sie zu schädigen, und sie wieder neu färbt. Ihr Vater wacht über die Haare wie ihre *Mamma* über die Pasta. Er rührt sie mit einem Holzlöffel, legt ihn beiseite, wartet ab und beginnt abermals zu rühren, unermüdlich. Die Sorgfalt, mit der er jede seiner Bewegungen ausführt, lässt Geduld, Strenge und auch Liebe erkennen. Diese Haare, sagt er, werden eines Tages getragen, und deshalb verdienen sie den allergrößten Respekt. Manchmal verfängt Giulia sich in Tagträumereien über die Frauen, für die diese Perücken bestimmt sind – Männer mit Toupets bilden hier eher die Ausnahme, sie sind zu stolz, eines zu tragen, zu gefangen in einer bestimmten Vorstellung von Männlichkeit.

Aus einem unerfindlichen Grund widersetzen sich manche Haare allerdings der Lanfredischen Zauberformel. Zwar kommen die meisten, nachdem sie in die Bottiche getaucht wurden, milchweiß wieder zum Vorschein, so dass man sie anschließend mühelos neu färben kann. Einzelne jedoch

behalten störrisch ihre ursprüngliche Farbe, sie stellen ein echtes Problem dar: Nicht auszudenken, dass ein Kunde inmitten einer penibel behandelten Strähne ein widerspenstiges schwarzes oder braunes Haar entdeckt! Da Giulia mit einem außergewöhnlichen Sehvermögen gesegnet ist, fällt ihr die heikle Aufgabe zu, die Haare einzeln in Augenschein zu nehmen und die unbezähmbaren zu entfernen. Eine wahre Hexenjagd, die sie da jeden Tag unternimmt, minutiös geht sie auf die Pirsch, pausenlos.

Paolas Stimme reißt sie aus ihren Gedanken.

Mia cara, du siehst müde aus. Du hast bestimmt wieder die ganze Nacht gelesen.

Giulia widerspricht nicht. Vor Paola kann man nichts verbergen. Sie ist die Älteste unter den Arbeiterinnen der Werkstatt. Alle hier nennen sie die *Nonna*. Sie hat Giulias Vater schon gekannt, als er noch ein Kind war; oft genug hat sie ihm geholfen, die Schnürsenkel zu binden. Mit ihren fünfundsiebzig Jahren sieht sie alles. Ihre Hände sind zerfurcht, ihre Haut knittrig wie Pergamentpapier, indes hat ihr Blick nichts an seiner Schärfe eingebüßt. Vier Kinder hat sie allein großgezogen, nachdem sie

mit fünfundzwanzig Witwe wurde. Wenn man sie fragt, warum sie sich zeit ihres Lebens geweigert hat, noch einmal zu heiraten, antwortet sie, dass sie zu sehr an ihrer Freiheit hängt: *Eine verheiratete Frau muss Rechenschaft ablegen*, sagt sie. *Mach, was du willst, mia cara, aber heirate bloß nicht*, trichtert sie Giulia beharrlich ein. Gern erzählt sie von ihrer Verlobung mit dem Mann, den ihr Vater für sie ausgesucht hatte. Die Familie ihres zukünftigen Gatten besaß eine Zitronenplantage. Selbst am Tag ihrer Hochzeit musste die *Nonna* schuften und Zitronen ernten. Auf dem Land kannte man keine Verschnaufpause. Sie erinnert sich an den Duft der Zitronen, der immer in der Kleidung ihres Mannes hing und an seinen Händen haftete. Als er wenige Jahre nach der Hochzeit an einer Lungenentzündung starb und sie mit vier kleinen Kindern zurückließ, musste sie in die Stadt ziehen, um eine Arbeit zu suchen. Dort traf sie auf Giulias Großvater, der sie in seinem Betrieb anstellte. Inzwischen ist sie seit fünf Jahrzehnten in dem Familienunternehmen unter Vertrag.

In deinen Büchern findest du bestimmt keinen Mann!, ruft Alda herüber.

Lass sie um Himmels willen damit in Ruhe, schimpft die *Nonna*.

Giulia ist nicht auf der Suche nach einem Mann. Sie vertreibt sich ihre Zeit weder in den Cafés noch in den Clubs, die bei den Gleichaltrigen hoch im Kurs stehen. *Meine Tochter ist ein bisschen scheu*, pflegt ihre *Mamma* zu sagen. Dem Lärm der Clubs zieht Giulia die gedämpfte Stille der *Biblioteca comunale* vor. Jeden Tag in der Mittagspause geht sie dorthin. Sie ist eine unersättliche Leserin, und sie liebt die Atmosphäre, die in den großen, mit Büchern tapezierten Räumen herrscht, wo nur das Geräusch der Seiten beim Umblättern zu hören ist. Sie empfindet etwas Religiöses an diesem Ort, ihr gefällt die beinahe mystische Andacht, der die Besucher sich hier ergeben. Wenn sie liest, verliert Giulia jegliches Zeitgefühl. Als Kind, zu den Füßen der Arbeiterinnen kauern, wälzte sie die Romane von Emilio Salgari. Später entdeckte sie die Poesie für sich. Sie verehrt Ungaretti, mehr noch Caproni, die Prosa eines Moravia verzaubert sie, doch über allem steht für sie die Sprache Cesare Pavese, ihres Lieblingsautors. Sie ist überzeugt davon, dass ihr im Leben die Gesellschaft seiner Bücher ausreichen würde. Wenn sie liest, vergisst Giulia mitunter

auch das Essen. Nicht selten kehrt sie aus der Mittagspause mit leerem Magen an ihren Arbeitsplatz zurück. Man kann sagen: Giulia verschlingt Bücher wie andere Menschen Canneloni.

Als sie an diesem Nachmittag die Werkstatt wieder betritt, schlägt ihr eine ungewöhnliche Stille in der Haupthalle entgegen. Alle Blicke sind auf sie gerichtet.

Cara mia, sagt die *Nonna* mit einer Stimme, die Giulia nicht an ihr kennt, deine Mutter hat gerade angerufen.

Dem *Papa* ist etwas zugestoßen.

Sarah

Montreal, Kanada

Der Wecker klingelt, der Countdown läuft. Von dem Augenblick an, da sie aufsteht, bis zu dem Moment, da sie wieder ins Bett geht, führt Sarah einen Kampf gegen die Zeit. In der Sekunde, in der sie die Augen aufschlägt, schaltet sich ihr Hirn ein wie der Prozessor eines Computers.

Jeden Morgen um fünf wacht sie auf. Keine Zeit, länger zu schlafen, jede Sekunde zählt. Ihre Tage sind mit der Stoppuhr abgemessen, millimetergenau eingeteilt wie die Mathehefte, die sie nach den Sommerferien für ihre Kinder besorgt. Die Zeit der Unbeschwertheit, bevor sie in der Kanzlei anfangen zu arbeiten, bevor sie Kinder bekam, bevor diese ganze Verantwortung auf ihr lastete – sie ist lange vorbei. Damals genügte ein kurzer Anruf, um ihrem Tag eine unvorhergesehene Richtung zu geben: Sollen wir heute Abend nicht ...? Und wenn wir einfach

wegfahren würden ...? Wir könnten doch ...? Heute ist alles geplant, durchorganisiert, einkalkuliert. Improvisation? Fehlanzeige. Die Rolle ist gelernt, geprobt und wird gespielt, jeden Tag, jede Woche, jeden Monat, das ganze Jahr. Mutter, Führungskraft, Powerfrau mit Sexappeal, It-Girl, Superheldin – die Etiketten, mit denen die einschlägigen Magazine Frauen wie sie versehen, sind zahlreich und wiegen tonnenschwer.

Sarah steht auf, duscht sich, zieht sich an. Ihre Bewegungen sind präzise, effizient, orchestriert wie eine Militärsymphonie. Sie geht in die Küche hinter, deckt den Tisch für das Frühstück, immer in derselben Reihenfolge: Milch/Tassen/Orangensaft/Kakao, Pfannkuchen für Hannah und Simon, Müsli für Ethan, einen doppelten Espresso für sie selbst. Danach weckt sie die Kinder, zuerst Hannah, dann die Zwillinge. Die Kleinen müssen sich nur das Gesicht waschen und in die Kleidung schlüpfen, die Ron ihnen am Abend zuvor zurechtgelegt hat, während Hannah die Lunchboxen füllt, ein eingespieltes System, das so reibungslos und schnell funktioniert, wie Sarah in ihrem Auto durch die Straßen der Stadt rauscht, um die Kinder an der Schule abzusetzen, erst Simon und Ethan, dann Hannah.

Nach den Abschiedsküssen, den *Hast du auch nichts vergessen, Zieh dir die Jacke über, Viel Erfolg für die Mathearbeit, Quatscht nicht so viel im Unterricht, Nein, du gehst zum Sport* und schließlich dem traditionell gewordenen *Nächstes Wochenende seid ihr bei eurem Vater*, nimmt Sarah Kurs auf die Kanzlei.

Punkt acht Uhr parkt sie ihren Wagen auf dem Stellplatz mit dem Schild, das ihren Namen trägt: »Sarah Cohen, Johnson & Lockwood«. Sie betrachtet die Tafel jeden Morgen mit einem gewissen Stolz, die Aufschrift ist mehr als nur ein Hinweis auf ihre Berechtigung, hier zu parken. Sie ist ein Titel, ein Dienstgrad, sie zeigt Sarahs Platz in der Welt an. Sie ist der Nachweis einer Leistung, eines Lebenswerks. Ihres Erfolgs. Das ist ihr Revier.

In der Eingangshalle begrüßt sie erst der Portier, dann die Telefonistin, ein festgelegtes Ritual. Alle hier schätzen Sarah. Sie betritt den Fahrstuhl, drückt auf den Knopf zur achten Etage, durchmisst eiligen Schrittes die Flure bis zu ihrem Büro. Viele sind noch nicht da, oft ist sie die Erste, die kommt und die Letzte, die geht. Das ist der Preis, den man für eine solche Karriere zahlt, zu diesem Preis wird man Sarah Cohen, Mitgesellschafterin bei *Johnson & Lockwood*, einer der renommiertesten und ge-

fragtesten Kanzleien der Stadt. Das Anwaltsbüro ist für seinen Chauvinismus bekannt, und Sarah ist die erste Frau, die zur Teilhaberin aufgestiegen ist, obwohl die meisten Angestellten hier weiblich sind. Die Mehrzahl ihrer ehemaligen Kommilitoninnen ist an der gläsernen Decke gescheitert. Manche haben ihren Beruf sogar ganz aufgegeben und eine andere Laufbahn eingeschlagen, trotz der langen und mühsamen Studienjahre. Sie nicht. Nicht Sarah Cohen. Sie hat die Decke durchbrochen, hat sie mit unzähligen Überstunden, Wochenendschichten und nächtelanger Vorbereitung ihrer Plädoyers zur Explosion gebracht. Sie erinnert sich daran, wie sie das erste Mal vor zehn Jahren in der großzügigen, mit Marmor ausgelegten Eingangshalle stand. Sie war zum Vorstellungsgespräch eingeladen worden und fand sich plötzlich allein acht Männern gegenüber – unter ihnen der Gründer und geschäftsführende Gesellschafter Johnson, Gott persönlich, der sich dazu herabließ, für dieses Gespräch sein Büro zu verlassen und in den Konferenzraum zu kommen. Er hatte nicht ein Wort über die Lippen gebracht, Sarah lediglich mit strengem Blick gemustert und jede Zeile ihres Lebenslaufes einzeln studiert, ohne den geringsten Kommentar dazu abzugeben. Sarah war verunsichert gewesen, hatte sich jedoch

nichts anmerken lassen, die Kunst der Verstellung beherrschte sie schon damals zur Perfektion. Als sie das Gebäude wieder verließ, war sie ziemlich entmutigt gewesen, Johnson hatte keinerlei Interesse an ihr bekundet, hatte ihr keine einzige Frage gestellt. Während des gesamten Gesprächs hatte er mit der undurchdringlichen Miene eines Pokerspielers dagesessen und sich am Ende gerade so zu einem unfreundlichen »Auf Wiedersehen« durchgerungen, das wenig Anlass zur Hoffnung auf eine Zukunft bei *Johnson & Lockwood* gab. Sarah wusste, dass sich viele Kandidaten auf den Job bewarben. Sie selbst kam von einer kleinen Kanzlei, andere verfügten vermutlich über mehr Erfahrung, mehr Kampfbereitschaft, hatten vielleicht auch einfach mehr Glück.

Später erfuhr sie, dass ausgerechnet Johnson sich für sie ausgesprochen und sie gegen den Willen von Gary Curst durchgesetzt hatte – sie würde damit klarkommen müssen. Gary Curst mochte sie nicht, möglicherweise mochte er sie auch zu sehr, vielleicht war er eifersüchtig, oder er beehrte sie, wie dem auch sei, er würde sich unter allen Umständen ihr gegenüber feindselig zeigen, ungerechtfertigterweise und unversöhnlich. Sarah kannte ehrgeizige Männer dieses Schlags zur Genüge, Männer, die

Frauen hassten, weil sie sich von ihnen bedroht fühlten, sie umgab sich mit ihnen, allerdings ohne gesteigerten Wert darauf zu legen. Sie bahnte sich ihren Weg und ließ sie am Straßenrand zurück. Im Galopp hatte sie bei *Johnson & Lockwood* die Stufen der Karriereleiter genommen und sich vor Gericht einen guten Ruf erarbeitet. Der Gerichtssaal war ihre Arena, ihr Revier, ihr Kolosseum. In dem Augenblick, da sie ihn betrat, wurde sie zur Kriegerin, zur unerbittlichen, schonungslosen Kämpferin. Wenn sie ein Plädoyer hielt, nahm ihre Stimme einen anderen Ton an, wurde tiefer, feierlicher, als sie es sonst war. Sie sprach in kurzen, scharfen Sätzen, die hart waren wie eine Serie von Uppercuts. Sie holte zum K.o.-Schlag aus, sobald sich nur die kleinste Schwachstelle in der Argumentation der gegnerischen Partei auftat. Ihre eigenen Akten kannte sie auswendig. Niemals ließ sie sich aus der Fassung bringen, niemals gab sie sich eine Blöße. Seit sie ihren Beruf ausübte, zunächst bei der kleinen Kanzlei in der Rue Winston, die sie gleich nach ihrem Staatsexamen eingestellt hatte, hatte sie fast alle Fälle gewonnen. Man bewunderte sie ebenso sehr, wie man sie fürchtete. Mit knapp vierzig Jahren galt sie bei den Juristen ihrer Generation als das Ideal einer erfolgreichen Anwältin.

Bei *Johnson & Lockwood* machte das Gerücht die Runde, dass der alte Johnson für seine Nachfolge Sarah im Blick haben könnte. Die Position des Geschäftsführers war heißbegehrt unter den übrigen Partnern. Alle sahen sich bereits auf dem Thron, Kalifen anstelle des Kalifen. Der Posten kam einer Weihe gleich, einem Mount Everest in der Welt der Jurisprudenz. Und Sarah brachte alles mit, um die Auserwählte zu sein: Sie wies eine beispielhafte Laufbahn vor, verfügte über einen unbeugsamen Willen und eine Leistungsfähigkeit, die außer Konkurrenz stand – eine Form von Bulimie, die sie immer weiter vorantrieb. Sarah ähnelte einer Spitzensportlerin, einer Alpinistin, die nach jeder erklommenen Bergspitze schon die nächste in Angriff nahm. Genauso betrachtete sie ihr Leben: als einen langen Aufstieg. Manchmal fragte sie sich, was geschehen würde, wenn sie einmal den Gipfel erreicht hätte. Sie wartete auf diesen Tag, ohne darauf zu hoffen.

Natürlich hatte ihre Karriere Opfer gefordert. Sie hatte sie eine Menge durchwachter Nächte gekostet, und ihre beiden Ehen. Auch wenn Sarah gern behauptete, dass Männer vor allem Frauen liebten, die sie nicht in den Schatten stellten, musste sie zugeben, dass zwei Anwälte in einer Beziehung einer

zu viel waren. In einer Zeitschrift hatte sie einmal eine grausame Statistik zur Lebensdauer von Anwaltspaaen entdeckt und sie ihrem damaligen Ehemann gezeigt. Sie hatten beide herzlich darüber gelacht – bevor sie sich im Jahr darauf trennten.

Völlig in Anspruch genommen von ihrer Arbeit als Rechtsanwältin hatte Sarah oft genug darauf verzichten müssen, Zeit mit ihren Kindern zu verbringen. All die Schulausflüge, Kirmessen und Tanz-aufführungen zu verpassen, Geburtstagsfeiern und gemeinsame Urlaube auszulassen, machte ihr mehr zu schaffen, als sie zugeben wollte. Sie war sich bewusst, dass solche Momente sich nicht nachholen ließen, und dieser Gedanke nagte an ihr. Seit dem Tag, an dem sie Hannah als gerade mal fünf Tage alten Säugling in den Armen eines Kindermädchens zurücklassen musste, um einen Notfall in der Kanzlei zu bearbeiten, wusste sie, wie sehr einer berufstätigen Mutter Schuldgefühle zusetzen konnten. Schnell hatte sie allerdings begriffen, dass es in dem Milieu, in dem sie sich bewegte, keinen Platz für das Zaudern untröstlicher Mütter gab. Fortan verbarg sie die Spuren ihrer Tränen unter einer dicken Schicht Make-up, bevor sie zur Arbeit ging. Sie fühlte sich innerlich zerrissen und viergeteilt,

konnte jedoch niemandem ihr Herz ausschütten. Sie beneidete damals die Leichtigkeit ihres Mannes, überhaupt aller Männer, denen derartige Gefühle völlig fremd zu sein schienen. Unverschämt lässig verließen sie das Haus mit nichts anderem als ihren Akten, während sie die Bürde ihres Schuldbewusstseins überallhin mitschleppte, wie eine Schildkröte ihren schweren Panzer. Anfangs hatte sie noch versucht, gegen ihr schlechtes Gewissen anzukämpfen, es zurückzuweisen, es zu leugnen – ohne Erfolg. Am Ende hatte sie ihm als ständigen Begleiter, der sich überall ungefragt aufdrängte, einen Platz in ihrem Leben eingeräumt. Es war hässlich und unnütz wie eine riesige Werbetafel in der Landschaft, wie eine Warze im Gesicht, aber: Es war immer da. Man musste sich damit abfinden.

Ihren Mitarbeitern und den Partnern gegenüber ließ Sarah sich nichts anmerken. Sie hatte es sich zur Regel gemacht, nicht von ihren Kindern zu sprechen. Sie erwähnte sie nie und hatte kein Foto von ihnen im Büro aufgestellt. Wenn sie die Kanzlei wegen eines Termins beim Kinderarzt oder eines unumgänglichen Elternsprechtages verlassen musste, schützte sie einen *Auswärtstermin* vor. Es kam besser an, früher zu gehen, weil man eine *Verabre-*

dung zu einem Drink hatte, als einen Engpass mit dem Babysitter anzudeuten. Es empfahl sich eher, zu lügen, eine Ausrede parat zu haben, irgendeine Geschichte zu erfinden, alles war vorteilhafter als zuzugeben, dass man Kinder hatte, mit anderen Worten: Fesseln, Bande, Verpflichtungen. Etwas, das die Verfügbarkeit einschränkte, die Entwicklung der Karriere ausbremste.

Sarah erinnert sich nur zu gut daran, wie man in ihrer alten Kanzlei mit einer gerade beförderten Mitarbeiterin umgegangen war, die kurz darauf ihre Schwangerschaft bekanntgab. Die Kollegin sah sich im Handumdrehen ihrer neuen Funktionen wieder enthoben, sie wurde auf ihr altes Level zurückgestuft. Ein Akt stummer und unsichtbarer Gewalt, zu banal, als dass sich irgendjemand darum scherte. Sarah jedoch hatte daraus eine Lehre gezogen: Sie selbst verheimlichte ihre beiden Schwangerschaften zunächst vor ihren Vorgesetzten. Erstaunlicherweise hatte sich ihr Bauch lange Zeit nicht gewölbt, ungefähr bis zum siebten Monat war ihr Zustand nicht erkennbar gewesen, selbst als sie die Zwillinge erwartete.

...

Smita

Badlapur, Uttar Pradesh, Indien

Komm schon. Wasch dich. Trödle nicht herum.

Heute ist es so weit. Sie dürfen sich nicht verspäten.

Im Hof hinter der Hütte hilft Smita ihrer Tochter bei der Morgenwäsche. Folgsam lässt Lalita alles über sich ergehen, protestiert nicht einmal, als ihr das Wasser in die Augen läuft. Smita kämmt ihr die Haare, sie fallen der Kleinen inzwischen weit über die Schultern, seit ihrer Geburt sind sie nicht geschnitten worden. Die Frauen hier behalten ihre ersten Haare so lange wie möglich, manchmal bis an ihr Lebensende, so will es der Brauch. Smita teilt Lalitas Haarpracht in drei Stränge, die sie mit geübter Hand zu einem Zopf flicht. Dann reicht sie der Tochter den Sari, den sie für sie genäht hat, nächte-lang hat sie daran gesessen. Eine Nachbarin hat ihr den Stoff geschenkt. Für die offizielle Schuluniform

fehlt das Geld. Aber das macht nichts. Meine Tochter, sagt sich Smita, wird auch so an ihrem ersten Schultag schön aussehen.

Im Morgengrauen ist sie aufgestanden, um eine Mahlzeit für Lalita zuzubereiten – eine Kantine gibt es nicht, jedes Kind muss sein Mittagessen selbst mitbringen. Sie hat Reis gekocht und ein wenig von dem Curry hinzugefügt, den sie für besondere Anlässe zurückhält. Sie hofft, dass Lalita Appetit haben wird. Man braucht viel Energie, um Lesen und Schreiben zu lernen. Sie hat den Imbiss in eine improvisierte Lunchbox gefüllt – eine gründlich gereinigte Blechbüchse, die sie eigenhändig verziert hat. Lalita soll sich nicht schämen müssen vor den anderen. Ihre Tochter wird lesen können, genau wie sie. Wie die Kinder der Jats.

Leg dir ein bisschen Puder auf. Kümmere dich um den Altar. Beeil dich.

Die Hütte besteht aus einem einzigen Raum, der als Küche, Schlafzimmer und Tempel zugleich dient. Lalita ist dafür zuständig, den kleinen Hausaltar, der den Göttern geweiht ist, in Ordnung zu halten. Sie zündet eine Kerze an und stellt sie neben den Andachtsbildern auf; am Ende der Lobgesänge darf

sie das Glöckchen schwenken. Gemeinsam sprechen Mutter und Tochter das Gebet zu Ehren Vishnus, des Gottes der Schöpfung und allen Lebens, des Retters der Menschheit. Wenn die Ordnung der Welt durcheinandergerät, nimmt er Gestalt an, um auf die Erde zu kommen und Abhilfe zu schaffen. Nacheinander verkörpert er einen Fisch, eine Schildkröte, ein Wildschwein, einen Löwenmenschen oder gar einen Menschen. Lalita liebt es, wenn ihre Mutter nach dem Abendessen vor dem Altar die Legende der zehn Inkarnationen des Vishnu zitiert. Als Mensch trat er zum ersten Mal in Erscheinung, um die Kaste der Brahmanen gegen die Kshatriyas zu verteidigen, fünf Seen schuf er aus dem Blut des ausgelöschten Kriegergeschlechts. Lalita läuft jedes Mal ein Schauer über den Rücken, wenn sie die Geschichte hört. Beim Spielen sieht sie sich vor, damit sie bloß keiner Ameise oder Spinne etwas zuleidet, man weiß ja nie, ob Vishnu nicht gerade die Gestalt einer dieser Kreaturen angenommen hat ... Ein Gott, der ihr über die Fingerspitze krabbelt ... Die Vorstellung gefällt ihr und jagt ihr gleichzeitig einen Schrecken ein. Auch Nagarajan lauscht gern den Worten seiner Frau, wenn sie vor dem Altar sitzen. Smita ist eine geborene Geschichtenerzählerin, obwohl sie nicht einmal lesen kann.

Doch an diesem Morgen ist keine Zeit für Geschichten. Nagarajan ist in aller Frühe aufgebrochen, wie gewohnt hat er die Hütte bei Sonnenaufgang verlassen. Er arbeitet als Rattenfänger auf den Feldern der Jats. Wie schon sein Vater, der anstelle eines Erbes sein Wissen an den Sohn weitergegeben hat: die Fertigkeit, Ratten mit der bloßen Hand zu fangen. Die Nagetiere fressen die Ernte und zerstören durch ihre unterirdischen Gänge den Boden. Nagarajan kann die typischen winzigen Löcher in der Erde sofort erkennen. Man muss nur genau hinsehen, hatte sein Vater gesagt. Und geduldig sein. Du darfst keine Angst haben. Am Anfang werden sie dich beißen, aber du wirst hinzulernen. Nagarajan erinnert sich an seinen ersten Fang, er war acht gewesen, als er damals mit der nackten Hand in das Loch gegriffen hatte. In der nächsten Sekunde war ihm ein rasender Schmerz durch den Körper geschossen, die Ratte hatte ihn in die empfindliche Stelle zwischen Daumen und Zeigefinger gebissen, an der die Haut besonders dünn ist. Nagarajan hatte geschrien und heulend seine blutige Hand zurückgezogen. Sein Vater hatte gelacht. Du stellst dich nicht geschickt genug an. Du musst schneller sein, du musst sie überraschen. Versuch's noch mal. Nagarajan hatte Angst und nur mit Mühe neue Tränen unterdrücken

können. Los, noch mal! Nach sechs Versuchen und sechs weiteren Bissen war es ihm gelungen, die riesige Ratte aus ihrem Versteck zu ziehen. Der Vater hatte das Tier am Schwanz gepackt, ihm mit einem Stein den Kopf zerschmettert und den Kadaver seinem Sohn hingehalten. Bitteschön. Stolz war Nagarajan mit der erlegten Beute wie mit einer Trophäe nach Hause geeilt.

Seine Mutter hatte ihm erst die schmerzende Hand verbunden, dann die Ratte gegrillt, die sie am Abend zusammen verspeisten.

Dalits wie Nagarajan bekommen keinen Lohn für ihre Arbeit, sie dürfen lediglich behalten, was sie fangen. Und das ist bereits ein Privileg: Denn eigentlich gehören die Ratten den Jats, so wie die Felder und alles, was sich darauf und darunter befindet.

Gegrillt schmecken Ratten nicht schlecht. Wie Hähnchenfleisch, meinen manche. Hähnchen für Arme, für Dalits. Es ist das einzige Fleisch, das ihnen zur Verfügung steht. Nagarajan behauptet, dass sein Vater die Ratten mit Haut und Haaren aß, nur den Schwanz ließ er übrig, weil der nicht bekömmlich sei. Er spießte das Tier auf einen Stock, briet es

über dem Feuer und verschlang es am Stück. Lalita muss lachen, wenn Nagarajan davon erzählt. Smita zieht die Haut lieber ab. Und wenn sie am Abend die Ratten essen, die ihr Mann tagsüber gefangen hat, gibt es dazu Reis, mit Soße, für die Smita immer ein wenig von dem Kochwasser aufspart. Manchmal serviert sie auch das, was von den Essensresten der Familien übrigbleibt, bei denen sie die Klos putzt; allerdings teilt sie ihr Mitgebrachtes zuvor mit den Nachbarn.

Dein Bindi. Vergiss ihn nicht.

Lalita fördert zwischen ihren überschaubaren Habseligkeiten einen kleinen Flakon mit Nagellack zutage, den sie einmal am Straßenrand gefunden hat – sie hatte nicht gewagt, ihrer Mutter zu gestehen, dass er einer Passantin aus der Tasche gefallen und in den Graben gerollt war. Flink hatte Lalita das Fläschchen aufgehoben und wie einen Schatz, den niemand entdecken sollte, an sich gedrückt. Sie war so glücklich über ihre Beute gewesen und hatte sich gleichzeitig so geschämt, dass sie zu Hause vorgab, sie zufällig gefunden zu haben. Wenn Vishnu wüsste.

Smita nimmt ihrer Tochter den Flakon aus der

Hand und malt ihr einen zinnberroten Punkt auf die Stirn. Es ist schwierig, den Punkt perfekt hinzubekommen, dazu bedarf es einiger Übung. Vorsichtig trägt sie den Lack mit der Fingerspitze auf, dann fixiert sie den Punkt mit Puder. Der Bindi, das sogenannte dritte Auge, soll Energie verleihen und die Konzentration steigern. Beides wird Lalita heute brauchen. Prüfend betrachtet Smita den einwandfreien Kreis auf der Stirn ihres Kindes und lächelt. Lalita ist hübsch. Sie hat schwarze Augen, ihr Mund ist sanft geschwungen, wie eine Blüte. Und der grüne Sari steht ihr wunderbar. Smita ist von Stolz erfüllt, vor ihr steht ihre schöne Tochter, die nun ein Schulkind ist. Mag sie auch Ratten essen, bald wird sie lesen können. Glücklicherweise ergreift sie die Hand der Kleinen und geht mit ihr vor zu der großen Straße, über die seit den frühen Morgenstunden die Lastwagen rauschen. Sie muss Lalita helfen, sie zu überqueren, es gibt weder eine Ampel noch einen markierten Fußgängerüberweg.

Doch es sind nicht die Lastwagen, die Lalita zu schaffen machen. Angst hat sie vor dieser neuen Welt, die ihre Eltern nicht kennen, und in die sie sich hineingeworfen sieht, ganz allein.

...